Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 284 (2011)

Artikel: Die Konsultation
Autor: Ganz, Robert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-657023

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Konsultation

Dienstag, der 22. Dezember. Durch den grauen Morgen fallen lautlos kleine Schneeflocken. Das Praxisgeschehen kündigt sich ruhig an. Die bevorstehenden Feiertage lassen anderes dringlicher erscheinen als den Gang zum Arzt.

Fred Kummer ist um halb zehn eingeschrieben. Er zählt nicht zu meinen regelmässigen Kunden. Einige Male nur im Laufe von 15 Jahren ist er zur Konsultation erschienen. Doch ist er mir vertrauter als mancher Stammgast, denn er ist einer der sechs «Kummerbuben». Die von Elisabeth Müller beschriebene, zwar raue, aber ungebundene und naturnahe Welt hatte seinerzeit auch mich, das sittsame Stadtkind, gefesselt. Stand es in den Sternen geschrieben, dass das Dorf der «Kummerbuben» dereinst zu meinem festen Wohnsitz und Wirkungsfeld werden würde?

Die Familie Kummer machte ungern Bekanntschaft mit dem neuen Dorfarzt. Sie trauerte der väterlichen Figur des verstorbenen Vorgängers nach, fürchtete sichtlich allzu Modernes, vielleicht auch die Forschheit des jungen Medicus. Schliesslich jedoch wich die Zurückhaltung einem allmählich wachsenden Vertrauen.

Als ich Fred kennenlernte, zählte er 37 Jahre. Längst war er aus Australien zurückgekehrt, wohin die Wanderjahre ihn geführt hatten. Die Fremde hatte den jungen Mann nicht in ihren Bann zu ziehen vermocht. Aber sie hatte seine Persönlichkeit geprägt und gefestigt. Überlegenheit trug Fred zur Schau, und Beharrlichkeit, Zaudern und Abwägen waren ihm fremd. Argumente, die seine Ansichten hätten erschüttern können, liessen sich kaum je finden. Harte Jugendzeit und Alleinsein in der Fremde hatten ihn früh Selbsthilfe gelehrt. Das betraf gesundheitliche Belange genauso wie andere Lebensfragen. Die Medizin liess Fred über sich ergehen wie einen Regenguss unter dem Schutze eines Schirmes. Seine Skepsis gegenüber dem weissen Mantel war offensichtlich. Hatte Fred Grippefieber, kam er erst, wenn die Temperatur gefallen war. Wie alle Arbeitnehmer brauchte auch er ein Zeugnis. Er wusste ganz genau, wann er wieder arbeiten würde. Um einen oder zwei Tage liess sich mit ihm nicht markten. Ich fühlte, dass es seine Art war, ohne Verzug Widerstand zu leisten – ich leistete ihn kaum. Trotzdem blieb er mir, dem Hausarzt, treu.

Fred betritt das Sprechzimmer. Zum merkwürdig dicken Schädel – mit diesen drei Worten hatte die Schriftstellerin den Knaben trefflich beschrieben –, zu diesem markanten Haupt also haben sich unterdessen breite Schultern und ein kraftvoller, massiger Rumpf gesellt. Lässig und unwiderstehlich schiebt Fred nun diesen gedrungenen Körper durch den Türrahmen. Einem Panzer ähnlich, fährt es mir durch den Kopf; ich trete zur Seite.

Fred setzt sich. Seine vollen, ja wulstigen Lippen erinnern mich an seinen Vater. Dieser war, anders als der Sohn, von schmächtiger Statur, bis ins Alter lebhaft und von sprudelnder Gesprächigkeit. Mit 85 hatte er den Tod kommen sehen. Er wollte sein krankes Herz mit Hausmitteln behandelt wissen und zu Hause sterben. In seinem mit Liebe gepflegten, aber stattlichen, abseits der Strasse gelegenen und mit Sonnenschein nicht verwöhnten Bauernhof. An seinem Todestag war die Familie in der niedrigen, dunklen Stube versammelt. Die Mutter, gebeugt und hager, mit grossen Augen hinter dicken Gläsern, tapfer ihr Leid tragend. Die Söhne, von nah und fern herbeigeeilt, betreten, ja verschlossen. In diesem engen Raum hatten sich während eines halben Jahrhunderts alle freudigen und alle sorgenvollen Ereignisse im

Leben der Familie Kummer abgespielt, von der Geburt der Kinder bis zum Tod des betagten Vaters. Jetzt kehrte traurige Stille in die Stube ein, endgültig.

Fred berichtet. Er fühle sich müde und habe etwas Mühe mit dem Atmen. Des Nachts, wenn er auf der rechten Seite liege, oder auch tagsüber bei gewissen Bewegungen spüre er ein Quatschen in der Brust. Der Beruf tue ihm nicht gut, er müsse zu viel Staub einatmen bei seiner Arbeit mit Isoliermaterial. Das sei bestimmt schuld an seinen Schwierigkeiten. Husten? – Habe er nicht. Rauchen? – Habe er vor Jahren aufgehört. Asthma? – Habe er nur als Kind gehabt. Atemnot? – Ja, eben, beim Treppensteigen. Schmerzen? – Nein. Oder doch, gelegentlich ein Stechen, er könne nicht genau sagen wo. Wie lange er denn das alles schon verspüre? – Seit mehreren Monaten, eigentlich seit der Grippe im Frühling merke er, dass etwas nicht in Ordnung sei. Am 23. Februar war er tatsächlich ein einziges Mal bei mir gewesen, der Bestätigung wegen. Kurz blitzt der Verdacht auf, Fred versuche mich an der Nase herumzuführen. Er macht, wie eh und je, einen gesunden, von Kraft strotzenden Eindruck. Ich blicke in seine stahlgrauen Augen. Hat sich nicht der Hauch eines Schleiers auf den sonst so schalkhaften, ja bauernschlauen Blick gelegt? Ich meine etwas Neues, Fremdartiges, Unerfreuliches zu spüren, das ich an ihm nicht kenne. Arbeitsunlust oder gar Schwermut passen nicht zu ihm, die lange Dauer der geklagten Beschwerden irritiert mich. Das auffällige Quatschen in der Brust – ich erinnere mich nicht daran, je von einem Patienten eine solche Klage vernommen zu haben –, dieses so präzise beschriebene Symptom kann doch gar nicht erfunden sein! Mit einem schmerzlichen Stich krallt sich die Gewissheit fest: Fred Kummer ist tatsächlich krank. Der Appetit sei gut, an Gewicht habe er nicht verloren. Fieber habe er nicht, schwitzen tue er auch nicht. Nein, ausser der Müdigkeit, der Atemnot und dem komischen Quatschen sei wirklich nichts.

Fred sitzt mit entblösstem Oberkörper auf dem Untersuchungstisch. Ich stehe hinter ihm und klopfe mit den Fingern den breiten Rücken ab. Rechts unten geht der Klopfschall zu früh in Dämpfung über, auch bei tiefem Einatmen. Liegt es an der kräftigen Muskulatur, oder arbeitet die Lunge nicht richtig? Während das Hörrohr, immer wieder verweilend, langsam nach unten wandert, schweift mein Blick über die Schultern vor mir durchs Fenster zu den Schneeflocken, die sich stumm auf den Thujahag legen. Als liesse sich die Zeit an- und die Gewissheit fernhalten, mit der wir beide, allein in meinem Zimmer, uns eben jetzt würden abfinden müssen. Das Hörrohr ist rechts unten angelangt: Das Atemgeräusch ist viel zu leise, fast verschwunden. Ich lege die Hand auf. Ist denn die Hoffnung wirklich so unmöglich, durch Handauflegen Geschehenes ungeschehen und Krankes gesund zu machen? Rechts schwingt der Brustkasten weniger mit als links, wenn Fred spricht. «Ich muss Sie durchleuchten!»

In der Röntgenkammer warten wir, bis sich die Augen an die Dunkelheit gewöhnt haben. Ich weiss zwar noch sehr wenig, aber genug, um die nächste Zukunft Freds vorauszuahnen. Spitalaufenthalte und viele, zum Teil einschneidende Untersuchungen. Sie werden Fred störrisch machen. Schliesslich wird er sie ablehnen – Behandlungen und Medikamente. Eine Zeit lang wird er sie über sich ergehen lassen, nach dem Motto, man kann ja mal sehen. Doch dann wird er sie ablehnen. Die Zweifel an der Medizin werden übermächtig werden, zur Rebellion ausarten, zur Flucht in trügerische Hoffnung führen. Hoffnung erst auf andere Ärzte, dann auf Heiler und letztlich nur noch auf die urtümliche, segenbringende Kraft der Mutter Natur. Die Medizin wird an seinem gepanzerten Schirm abprallen, während er, Fred, unbeirrt seinen eigenen Weg gehen wird. Ich stelle den Apparat an. Ein kurzer Blick genügt. Fast die gesamte rechte Seite ist vermindert strahlendurchlässig, das untere Drittel der Lunge völlig verschattet. Erguss und wahrscheinlich schon beginnende Verschwartung. Die Überlegung erfolgt nun rein mechanisch und, da wir uns im Dunkeln nicht sehen können, frei von Scham und Gefühl: Krebs oder Tuberkulose. Keine Chance oder eine gewisse Chance? Wir gehen zurück ins Untersuchungszimmer.

Ich erkläre Fred, es fände sich Wasser auf seinem rechten Brustfell, und zwar sei es wahrscheinlich langsam aufgetreten. Dieser Befund bedürfe der Abklärung. Im Moment könne ich leider nicht sagen, um was für eine Krankheit es sich handle, es gäbe da verschiedene Möglichkeiten. Und bevor man die Natur einer Krankheit nicht exakt kenne, könne man sie auch nicht richtig behandeln. Die Sätze bilden sich automatisch und ohne Schwierigkeiten, der Ton bleibt geschäftsmässig. Zu meiner Überraschung fragt Fred überhaupt nichts. Er bleibt gelassen und ist einverstanden, als ich ihm vorschlage, nach Weihnachten ins Spital einzutreten, um die weiteren Untersuchungen dort machen zu lassen.

Die Konsultation ist zu Ende, Fred steht auf. Seine Fassung ist bewundernswert. Sein Stolz lässt es nicht zu, Schwäche zu zeigen. Er ahnt mehr, als er sich anmerken lässt, dessen bin ich gewiss. Ich selber fühle mich betroffen, weil einmal mehr ein Gegenüber der Verlierer ist. Ich spüre meine Machtlosigkeit, auch die der Medizin als Wissenschaft. Ihre Untersuchungen werden sehr lange keine sichere Diagnose erlauben, die Behandlungen daher einem Schattenboxen gleichen. Später werden sie sich auf die Minimalpflicht der Schmerzlinderung beschränken müssen. Freds Zustand wird sich, einem vorgeschriebenen Ablauf entsprechend, erst langsam, dann immer schneller verschlechtern. Vielfach im Leben hatte der Kummerbube gekämpft, allein oft und gegen Stärkere. Bis hieher hatte er stets gesiegt, diesmal wird er untergehen. Dieser letzte Feind ist durch und durch böse, hat sich längst eingeschlichen, wenn man ihn bemerkt, hat schon begonnen, den Körper anzufressen, wenn man ihm zu Leibe rücken will. Freds Feind kam im Staub, tatsächlich, und zwar so gut getarnt, dass der Nachweis erst hinterher gelingen sollte. «Mir war das von Anfang an klar, nur euch nicht. Wozu habt ihr denn studiert?» In diesem Sinne etwa würde Fred sich äussern, dazu verächtlich die Achseln zucken. So unrecht hätte er nicht – aus seiner Sicht der Dinge. Aber eben, er wird es nicht mehr sagen können.

Fred steht nun in der Praxistüre. Gelegentlich wird er noch meine Sprechstunde aufsuchen, zwischen Spitalaufenthalten. Einmal wird es das letzte Mal sein. Wir werden uns nicht näherkommen, im Gegenteil. Unüberwindliches wird zwischen uns stehen. Sein Panzer? Meine Ratlosigkeit? Warum diese trennende Wand? Wird er mindestens meine verzweifelte Sympathie spüren, die vor nahezu vierzig Jahren zu keimen begann, als ich mitfieberte beim Lesen seiner Abenteuer?

Fred reicht mir die Hand, dreht sich um und stapft in den Schnee hinaus.

WETTBEWERB

Bibliotheken und Archive

1906 wurde in Zürich auf Initiative des Pfarrers und Sozialreformers Paul Pflüger das Schweizerische Sozialarchiv ins Leben gerufen. Es sammelt Dokumente aller Art mit Bezug auf die soziale Frage und die sozialen Bewegungen und stellt Bücher, Zeitschriften, Archivalien, Handschriften, Plakate, Pins, Zeitungsausschnitte, Broschüren und Flugschriften, Ton- und Bilddokumente sowie elektronische Zeitschriften und eine digitale Pressedokumentation zu Themen wie Zusammenleben der Generationen, Geschlechterverhältnisse, Migration, Arbeit, Sozialpolitik, Gewerkschaften, Parteien, politische und soziale Bewegungen, Kommunikation, Umwelt, Verkehr zur Verfügung.

Siehe Wettbewerbsfragen auf Seite 98